

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Nany v. Panhuy.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Maurer schmunzelte verständnisinnig, Else hatte ihrem alten Freund, unter dem Siegel des Vertrauens, ja längst alles mitgeteilt, was Walter Zernitow und sie selbst betraf.

„Nun, wenn weder die gnädige Frau, noch die Mädchen, noch ich, heute nacht im Salon waren,“ hub Maurer wieder an, „dann kann es nur der Herr Professor gewesen sein.“

Else schüttelte den Kopf: „Papa habe ich auch bereits gefragt, der hat mir etwas Ähnliches erwidert wie Mama.“

„Ja, Fräulein Elchen, dann werden die Eltern auch wahrscheinlich recht haben mit dem, was sie Ihnen antworteten“, lächelte der Alte, aber bei sich dachte er, daß in bezug auf den Professor selbst irgend etwas nicht stimmte. — Doch durfte er diesem Gedanken keinen Ausdruck verleihen, es ging ihn ja schließlich nichts an, was der Professor nachts im Salon getan. Er wußte nur, daß dieser einen Tausendmarktschein bei seinem Tun verloren und das elektrische Licht hatte brechen lassen. Einen rechten Vers vermochte sich Maurer daraus nicht zu machen, so angestrengt er auch nachdachte.

Zedenfalls eine sehr, sehr merkwürdige Geschichte, konstatierte nun Maurer, als er sich ein paar Minuten später ans Silberputzen machte.

Nach Tisch hatte der Professor mit Else einen Gang in die Galerie verabredet, denn beim Aufhängen des Bildes wollte der Professor mit dabei sein. In lustigem

Gepolander schritt Else neben dem Vater her. Lachende Daseinsfreude stand auf ihrem schönen Gesichtchen geschrieben und ihr schien es, als ob die dürren Blätter, die den Weg bedekten und unter ihren Füßen aufrauschten, ihr wunderhübsche Dinge zuflüsterten. Seit gestern war die Welt noch viel, viel herrlicher als vordem, fand das junge Mädchen.

Nun war die Galerie erreicht. Etwas gedrückt stieg der Professor die zwei breiten, steinernen Stufen zum Eingang hinauf, auf deren oberster er den alten Thomas gesehen hatte. Wie eine Vision vermeinte er wieder ihn an der gleichen Stelle stehen zu sehen und gewaltfam mußte er diese Erinnerung abschütteln.

Die Galerie war einst das Schloß und von den Herzögen von Schneiditz-Steinungen bewohnt worden, seit ein und einem halben Jahrhundert aber diente es als Sammelort für Gemälde, auch einige Werke der Bildhauerkunst nannte die Galerie ihr eigen. Man konnte das riesige Gebäude nur schwer klassifizieren. Es war ursprünglich wohl im gotischen Stile erbaut, dann hatte die phantasievolle Frührenaissance ein wenig hinzugefügt und einige Schnörkel und Säulchen vertieft, daß auch die Zeit des Barock nicht spurlos an Schneiditz vorübergegangen. Im ganzen aber wirkte das äußere der Galerie, trotz ihrer interessanten Vergangenheit, nüchtern und plump. Beim Eintritt kam man in eine weite Halle, von deren Mitte eine gewundene Treppe, eine ähnliche, wie sie der Palazzo Barberini in Rom aufweist, in das obere Stockwerk führte. Diese Treppe war eine besondere Sehenswürdigkeit und viele Fremden machten, wenn sie auf der Meise Schneiditz berührten, einen Tag Rast, um die interessante Treppe zu besichtigen.



Zur Blütezeit auf dem Lande. Von H. C. Günther.

Die in einem Pfeiler der Halle eingefügte elektrische Uhr wies auf drei. Um diese Stunde pflegte es gewöhnlich sehr still zu sein in der Galerie und auch heute herrschte Stille.

Der Portier, der gelangweilt in der Halle auf- und abstiefelte, begrüßte den Professor und das junge Mädchen sehr ehrerbietig und meldete, daß das Bild des Herrn Galeriedirektors bereits ins Direktorenzimmer geschafft worden sei, und daß die Angestellten, die das Bild geholt hätten, vor dem Direktorenzimmer warteten, um das Porträt aufzuhängen.

Mit einem freundlichen „danke“ wandte sich der Professor der Treppe zu. Er folgte ihrem Vater, der beim Treppensteinen ab und zu inne hielt; sein Herz revolierte wohl wieder.

Der arme Vater, wie es sie schmerzte, daß er schon seit so langem litt. Wie gern hätte sie ein Opfer gebracht, ihn von seinem Herzleiden und von seinen Nervenschmerzen zu befreien. Seit gestern, seit der Vater die Last der zweimonatlichen Prüfungszeit von ihren Schultern genommen, war er ihr noch viel lieber geworden als vormals.

Die Treppe mündete auf einen breiten Gang, von dem einige kleinere Gänge abzweigten. Mehrere große Türen führten in die verschiedenen Säle. Am Ende des Hauptganges standen drei Männer, die grüßend an die Mäßen griffen. Einer davon öffnete die Tür, neben der er lehnte und ließ Vater und Tochter eintreten. Ein sehr großes Zimmer mit verbläuten roten Brokat-tapeten und einer à la Watteau gemalten Decke, das war das Direktorenzimmer. In einer Ecke stand ein Bänkchen mit rotem Sammet überzogen, darauf ließ sich der Professor nieder und seine Augen glitten fuchend durch den Raum, der in seiner Nahlheit ein unfreundliches Gepräge trug. An der Längswand, dem Sitzenden gegenüber, hingen drei große Porträts, welche die drei seiner Vorgänger zeigten, die gleich ihm ein fünfundzwanzig-jähriges Jubiläum feiern durften. Da in der Ecke lehnte auch sein Bild, das nun hier aufgehängt werden sollte. Die Haken waren schon vor Tagen in die Wand eingefügt, der Rahmenlieferant hatte die Maße angegeben, das Bild brauchte nur noch aufgehängt zu werden.

„Entfernen Sie das Tuch von dem Bild und machen Sie sich an die Arbeit“, rief der Professor den Männern zu, die sofort mit schneller Hand das verhüllende Tuch von dem Bilde abwickelten. Sodann kletterte der eine von ihnen auf eine bereitstehende Stiehlleiter und hing das Bild ein, während die anderen beiden es unten festhielten. Nachdem der Professor die Leute mit einem reichen Trinkgeld entlohnt, hieß er sie gehen.

Vater und Tochter sprachen minutenlang kein Wort, ein tiefes, weihelvolles Schweigen war zwischen ihnen und beide blickten zu dem Bild hinüber, das in seinem Mahagonirahmen so wichtig und schwer da drüben von der Wand zu ihnen herab. Und allerlei Gedanken bewegten die beiden Menschen hier in der traumhaften Nachmittagsstille, die sie fest umspann.

Endlich brach Alex Berner das Schweigen, er trat zu Elise, die einige Schritte von ihm entfernt stand und ihr seinen Arm leicht um die Schultern legend, begann er: „Mein Bild wird bestimmt eines Tages wieder hingeholt werden, nicht wahr, mein Kind?“

„Aber Papa,“ rang es ihm vorwurfsvoll entgegen, „sängst du schon wieder davon an?“

„Ich muß, Elise, es ist härter als ich. Sieh, ich weiß ja, daß ihr, Mama und du, mich liebt, aber trotzdem kann ich es nicht oft genug hören, daß ihr nach meinem Tode mein Bild aus der Galerie zurückverlangen werdet.“

„Soll ich es dir schriftlich geben, Papa?“ Elise versuchte einen scherzhaften Ton auszusprechen, der ihr aber gar nicht gelang, denn das ihr zugeneigte blasse Gesicht, das von seiner bösen heimtückischen Krankheit sprach, verwirrte sie.

„Nein, Kind, ich glaube deinen Worten, auch ohne daß du sie mir schriftlich gibst,“ er lächelte müde, „aber ich freue mich, daß der Herzog nach meinem Tode erfährt, daß nicht bei allen Menschen die Familieneitelkeit vor der Familienliebe kommt. Meiner Familie bin ich sicher!“

Ob er seiner Sache allerdings so sicher gewesen wäre, wenn es sich nur um Magda gehandelt hätte, diese Frage würde er wohl kaum so schnell haben beantworten können, ging es ihm durch den Kopf.

Starr sahen die vier Porträts hernieder auf die zwei Menschen. Da links der erste in der Reihe, stellte den Baron Thomas dar. Berner richtete seine Augen auf das Bild, das den Baron in ganzer Figur wiedergab. Ein sehr kleines, schmales Männchen mußte er gewesen sein, der alte Thomas, über seinem vertrockneten saligen Gesicht lag ein Lächeln und die Puderperücke mit dem steifen Büschchen wirkte dazu fast grotesk. Sein neben ihm hängendes Nachbarbild war das Porträt des dicken Achims von Sadow. Ein vollwangiges, gemütliches Gesicht mit kleinen vertieften Augen. Das kunstvoll gefällte Spitzenjabot, das seine

Brust zierte, war wohl das Bemerkenswerteste an Herrn Achim von Sadow. Der dritte in der Reihe war ein würdig dreinblickender Herr, mit sorgenvoll zusammengezogenen Brauen und hohem Vatermörder, die wenigen Haare, die das Haupt bedekten, erzählten von vieler, allzuvieler Pomade. Dieser Herr mit dem fast feierlichen Gesicht hieß, als er noch durch die Straßen von Schneiditz als Galeriedirektor wandelte, Traugott von Bärwald, und nachkommen von ihm gab es noch heutigen Tages in der Residenz.

„Am vornehmsten schaust du aus“, flüsterte Elise dem Vater zu und Stolz leuchtete aus ihren Augen. „Schade,“ fügte sie nachdenklich hinzu, „daß du von einer feierlichen Enthüllung deines Bildes durchaus nichts wissen wolltest.“

„Du weißt, Kind, ich liebe das Paradiere in der Öffentlichkeit nicht,“ versetzte der Professor, „ich will froh sein, wenn erst das Jubiläum vorüber ist.“

„Du bist in allem so bescheiden, du Lieber“, Elise zog des Vaters Hand an ihre Lippen und sie dachte, daß ein Jubiläum doch etwas Wunderliches sei, zumal, wenn man sich wie sie dabei zugleich verloben durfte.

Der Professor schien ihre Gedanken erraten zu haben. „Mein liebes, liebes Mädel,“ er zog sein Kind an sich und küßte es, „werde du nur recht, recht glücklich!“

Mit großen Augen sah Elise den Vater an. Was war ihm nur, seine Worte klangen ja fast wie Abschied. Auch dem Professor schien etwas Ähnliches zum Bewußtsein zu kommen, denn er lies Elise los und meinte in erzwungenem, leichten Ton: „Ich glaube beinahe, jetzt blide ich so voll Feiertlichkeit drein wie der dider Traugott von Bärwald“, und dabei wies er auf das Bild des Herrn mit dem Vatermörder.

„Nein, Papa, so viel philiströse Würde bringst du nicht zusammen“, lachte Elise und dann meinte sie, daß es wohl nun an der Zeit sei, aufzubrechen. Der Professor stimmte ihr bei, erklärte aber, daß er sie noch nicht nach Hause begleiten könne, da er noch einen Gang zum Justizrat Stern vorhabe.

„Was willst du denn dort, Papa?“ fragte Elise neugierig.

„Nichts Besonderes, Mädel, ich will mich nur über eine Rechtsfrage informieren.“

Beim Justizrat wurde er, da sich nur wenige Klienten im Wartezimmer befanden, bald vorgelassen. Justizrat Stern und der Professor kannten sich schon seit Jahren, sie trafen einander häufig gesellschaftlich und gehörten beide dem Klub an, der jeden Donnerstagabend in der Krone zusammentraf, um gemeinschaftlich ein Gläschen zu trinken, dabei zu politisieren und besonders um ein harmloses Spielchen zu machen.

Liebenswürdig begrüßte der Justizrat seinen Bekannten und nachdem er ihm einen Stuhl herbeigerückt, auf dem sich Berner niederließ, fragte er freundlich, womit er dienen könne.

„Für ein kleines Rechtsgeschäft möchte ich Ihre Güte in Anspruch nehmen“, fing der andere an, er griff in seine Brusttasche und zog ein dices, versiegeltes Kuvert hervor, das er mit den Fingern befühlte, als müsse er noch einmal prüfen, ob der Verschluss noch gut sei. Dann reichte er das Kuvert dem Justizrat hin.

„Mein letzter Wunsch!“ las der verwundert, und dann sagte er: „Ja, aber Herr Professor, ich verstehe nicht, erstens schreibt man gewöhnlich: Mein letzter Wille! und zweitens liegt Ihr letzter Wille doch schon seit Jahr und Tag bei mir.“

„Gewiß, mein Testament liegt schon lange bei Ihnen, das hier,“ der Professor tippte mit dem Finger auf das Kuvert, das der Justizrat jetzt vor sich auf den Schreibtisch gelegt hatte, „ist nur so eine Art Zusatz zu meinem Testament.“ Er legte die Hände leicht übereinander und fuhr fort: „Ich muß Ihnen das noch näher erklären. Für den Fall, daß ich sterben sollte, bitte ich um Eröffnung des bei Ihnen ruhenden Testaments, wohlverstanden, nur meines Testaments. Dagegen ist dieses Kuvert mit der Aufschrift: Mein letzter Wunsch!“ noch nicht zu erbrehen, ja, nicht einmal sprechen sollen Sie zu irgend jemand davon, und sei es auch die mir nahestehendste Person, und nun kommt die Hauptsache: wann „Mein letzter Wunsch“ geöffnet werden soll, und zwar habe ich Ihnen das aufgeschrieben. Hier,“ er holte jetzt aus seiner Brusttasche einen großen zusammengelegten Bogen und reichte ihn dem Justizrat. Mit halbblauer Stimme las Stern:

„In der Schneiditzer Galerie hängt mein Bild, doch hat meine Familie nach meinem Tode das Recht, das Bild für sich zurückzufordern. Sobald meine Familie von diesem Rechte Gebrauch macht, soll das beim Herrn Justizrat Stern niedergelegte Kuvert, das die Aufschrift: „Mein letzter Wunsch!“ trägt, in Gegenwart meiner Frau und Tochter erschlossen werden. Sollte meine Familie innerhalb sechs Monate nach meinem Tode keinen Anspruch auf das Bild erheben, so ist das Kuvert nach Ablauf dieser Frist gleichfalls zu erbrehen.“

„Das Wichtigste ist nun,“ nahm der Professor, nachdem der Anwalt geendet, wieder das Wort, „daß Sie sich ganz nach dem

Wortlaut meiner Bitte richten und, ich möchte das noch einmal betonen, zu keinem Menschen eine Silbe davon erwähnen, daß außer meinem Testament noch so eine Art Art Nachlaß existiert. Meine Frau und Tochter dürfen keine Ahnung davon haben, ehe sie entweder mein Bild aus der Landesgalerie zurückerbeten haben, oder sechs Monate nach meinem Tode verfloßen sind.“ Der Professor holte tief Atem, um dann, jedes Wort betonend, fortzufahren: „Mein letzter Wunsch“ darf nicht erwähnt werden, auch wenn Ihnen und meiner Familie nach Eröffnung meines Testaments bei der darauffolgenden Nachlassregelung manches befremdend und unverständlich erscheinen muß.“

„Mich soll nichts verblüffen und es wird alles geschehen, Herr Professor, wie Sie es wünschen,“ der Justizrat drückte Berners Hand, „abgemacht!“ Und scherzend fügte er hinzu: „Es ist ja gut, wenn man sein Haus bestellt hat und vor Freund Heins Ankunft alles fein säuberlich geordnet hat, aber zugleich wollen wir, Sie sowohl als auch ich, den Herrn Knochenmann noch ein wenig warten lassen, ich denke, unser netter Donnerstag-Klub braucht uns noch als Mitglieder.“ Aber dabei mußte er denken, daß der Professor doch schlecht aussähe und in letzter Zeit sehr gealtert hätte.

Berner verabshiedete sich bald. Er fühlte sich jetzt, da er diesen Gang hinter sich hatte, bedeutend leichter. Er machte einen kleinen Umweg, ehe er sein Heim aufsuchte. Durch stille Straßen ging er mit sauberen gärtchenumgebenen Häusern, hinter deren Scheiben gutfrierte Frauenköpfe und runde Kindergesichter sichtbar wurden. Bis zum Fluße hinunter ging er, dessen Wasser so ruhig durch die herbstliche Landschaft zog. In dunklem Grün schimmerten die Wellen und ab und zu brachen hellere Lichter aus der Tiefe, wie der Abglanz verborgener glanzvoller Herrlichkeiten, die auf dem Grunde ruhten. Jenseits des Flusses breiteten sich, fast so weit das Auge reichte, abgemähte Kornfelder und ganz hinten am Horizont tauchte die Silhouette einer Hügelkette auf. Ein heiliger Frieden lag über der Natur, aber in der Brust des einsamen Mannes, der ganz seinen Sinnen hingegen, am Ufer entlang wanderte, war kein rechter Frieden.

Mancherlei schloß ihm noch durch den Kopf und beunruhigte ihn. Wie gerne hätte er Herrn Knochenmann, wie sich der Justizrat ausdrückte, noch eine Weile warten lassen, aber das zu erhoffen hatte er keinen Grund, sein Herz sagte ihm mehr denn je zu, besonders seit er die Spulgestalt des alten Thomas gesehen, und deshalb hatte er Ordnung geschafft in allen Dingen. Ehe, seine Einzige, sein Liebling, würde bald den Ring des Mannes am Finger tragen, der ihres Lebens Schutz werden sollte und Walter Jernikow würde seinem Kinde ein guter Schutz sein, dessen war er sicher. Sein Testament war längst gemacht und nun hatte er auch seinen letzten Wunsch dem Justizrat übergeben.

„Mein letzter Wunsch!“

Die Idee dazu entsprang seinem Ärger über des Herzogs Worte. Nach seinem Tode wollte er dem Herzog den Beweis erbringen, daß er die Liebe seiner Frau und Tochter richtig bewertet. Aus diesem Gedanken wurde „Mein letzter Wunsch“ und alles, was damit zusammenhing, geboren.

So versunken war Berner in sein Denken, daß er gar nicht darauf achtete, daß sich am Himmel die Wolken zusammenballten und allmählich das ganze Firmament überspannten, daß kein Stückchen Blau mehr hindurchdringen vermochte. Auch die Farbe des Flusses hatte sich verändert, aus dem dunklen Grün war ein stumpfes Grau geworden und die vordem so graziösen Wellen schlichen jetzt müde und schwerfällig weiter. Erst ein paar Regentropfen ließen Berner aufmerksam werden, und ein Blick auf den finsternen Himmel veranlaßte ihn, seinen Gang zu beschleunigen, denn voraussichtlich würde es einen tüchtigen Guß geben und er trug keinen Schirm bei sich.

Wie kam er denn nun am schnellsten heim.

Ihm fiel ein, daß er, wenn er nach links abbog, in das Schloßgäßchen gelangen mußte, das hinter der Galerie lief und seitlich davon herausführte. Der Name „Schloßgäßchen“ stammte noch aus jener Zeit, da die Galerie das Schloß der Schneidiger Herren gewesen. Schloßbediente sollten es früher bewohnt haben, heute hauste allerlei armseliges Volk dort.

Nach wenigen Minuten konnte Berner feststellen, daß er sich nicht geirrt, denn er hatte bereits das „Schloßgäßchen“ erreicht. Eine elende Gasse war es, die den Namen führte, eine schmale Gasse, mit kleinen von Alters- und Wetterstürmen häßlich und unansehnlich gewordenen Häuschen. Einige standen ganz schräg, als hätte sie eine Riesenhand zur Seite geschlagen. Auf spitzen, holprigem Pflaster spielten einige schmutzige Kinder, unbekümmert um den schon stärker einsetzenden Regen und hinter den trüben Fensterscheiben zeigten sich lieberlich gekleidete Frauen mit ungekämmten Haaren.

Der Professor war vordem noch niemals durch diese Gasse gegangen, weil sie in dem schlechten Rufe stand, neben der ehr-

lichen Armut auch mancherlei Gesindel zu beherbergen und deshalb schaute er sich, beim Durchstreifen derselben, ein wenig nach rechts und links um und wunderte sich dabei, daß da dicht hinter dem mächtigen Galeriegebäude, mit seinen herrlichen, wertvollen Kunstschätzen, so viel Elend wohnte, wie ihm sein rascher Blick zeigte. Wie viele Menschen seiner Gesellschaftsklasse wuhlen wohl von diesem Elend! Sie lebten ihr Leben in bequemen Häusern, die in breiten Straßen erbaut waren und diese hier lebten in Jammer und Schmutz. Und breitete sich doch über allen gemeinschaftlich derselbe Gotteshimmel.

Unter solchen auf ihn eindringenden Gedanken, langte der Professor am Ende der Gasse an. Das letzte Häuschen darin fiel ihm auf. Vielleicht weil es sich durch Sauberkeit von seinen Nachbarn unterschied, vielleicht aber auch, weil hinter den Fensterscheiben schneeweiße Gardinen zu zierlich geordneten Falten zusammengefasst waren. Dicht vor den Fenstern ging Berner vorbei und da entdeckte er hinter einem derselben, halb von ein paar Geranientöpfen verborgen, ein Frauengesicht, das ihn zwang, einen Augenblick völlig stehen zu bleiben. Ein gelblich schmales Oval war's, mit Zügen, die kameenzart geschnitten, von machvollen schwarzen Augen belebt wurden. Schmale Brauen wölbten sich in sanftem Bogen darüber und um die gerade Stirn lag leichtgewelltes Haar von wundervollem Tizianrot, in einer solchen Fülle, daß es den herrlichen Frauenvorhang leicht nach hinten zog.

Die junge Schönheit sah den Professor groß an und ihre Lippen träufelten sich spöttisch.

Da setzte der Professor seinen Fuß weiter, aber sein letzter Blick machte noch eine Entdeckung, die ihm das spöttische Lächeln für seine offenkundig zur Schau getragene Verwunderung erklärte, die schöne Frau hatte einen großen Höcker.

Entsetzt! — Berner verspürte ein heißes Mitgefühl für die Arme, die den Kopf einer Götze auf einem mißgeformten Körper trug. Unwillkürlich schaute er auch durch das nächste Fenster. Ein alter, sehr alter Mann stand dahinter, die Hände an das Fenstergitter gelegt und seine Augen trafen sich mit denen des draußen Vorbeigehenden. Im selben Moment verschwand der Alte, während sich auf seinem welken Mumiengesicht ein jähes Erschrecken malte. Und während der Professor seinen Weg fortsetzte, blieb ihm das Gesicht des Alten im Gedächtnis hängen. Er mußte es schon einmal irgendwo gesehen haben, aber wo nur, wo?

Plötzlich war es ihm, als ob vor seinen Augen eine Binde risse, es waren dieselben Züge, die das eine Bild im Direktorenzimmer trug, es waren die Züge des alten Thomas.

Walter hatte als Antwort auf Elses Schreiben eine Depesche gesandt, die sein Kommen für den nächsten Vormittag in Aussicht stellte. Elle sang und jubelte im Hause herum und stand dann wieder verträumt umher, so recht nach verliebter Mädchenart, und nun war die Stunde da, die ihn bringen sollte.

Elle wollte den Geliebten natürlich am Bahnhof empfangen, aber Frau Magda machte ihr klar, daß das direkt unschicklich sei und sich für ein junges Mädchen nicht ziemte. Überhaupt möge sie sich bei Herrn Jernikows Hiersein zusammennehmen, der lieben Nächsten wegen, und bedenken, daß die Verlobung noch nicht veröffentlicht sei.

Elle machte ein ziemlich bestürztes Gesicht, an dergleichen zu denken war ihr noch gar nicht eingefallen und heimlich meinte sie zum Vater, natürlich in der Abwesenheit Frau Magdas, daß sie selbst so wenig an die Spitzfindigkeiten der Schicklichkeit gedacht habe, das komme daher, weil sie keine „Geborene“ sei wie die Mama. Und der Professor stimmte in das vergnügte Lachen seines Lieblinges ein.

Nun war Walter Jernikow angelangt, der Professor allein hatte ihn am Zuge empfangen und nach der Villa in der Allee-straße geleitet. Sein Gepäck übergab er vorher dem Hausdiener des Hotels „Frankfurter Hof“, das ihm der Professor auf seine diesbezügliche Frage zum Wohnen empfahl.

Walter Jernikow stand im dreißigsten Lebensjahr. Er war von hoher, breitschultriger Figur und markantem Profil, er gehörte nicht zu den sogenannten schönen Männern, wohl aber wirkte er interessant und vornehm.

Frau Magda, die den zukünftigen Schwiegerohn anfänglich ziemlich kühl begrüßt hatte, taute im Laufe des Abends langsam auf, aber ein letzter Rest von Zurückhaltung blieb noch in ihr, ihre volle Lebenswürdigkeit emsallerte sie nicht, nein, das vermochte sie nicht, hatte doch dieser Mann, der da mit heiler lächelndem Gesicht neben ihr saß, ihr den Wunsch durchquert, daß aus Elle eine Baronin Tomwig wurde.

Zum Essen trank man goldfarbenen Rüdesheimer, nur vor des Hausherrn Platz stand ein Gläschen Mineralwasser, ihm war aller Wein vom Arzt verboten. Wenn er einmal dieses Verbot umging, waren Herzklopfen und Kopfschmerzen das Resultat.

„Da sitzt man nun mit jungen, vergnügten Menschen zusammen und ist dazu verdammt, Wasser zu trinken,“ brummte der Professor und lustiger fuhr er fort: „aber kommen Sie, Zernitow, stoßen Sie trotzdem mit mir an, ich möchte Sie doch als Mitglied unfres Hauses willkommen heißen.“

Walter Zernitow erhob sein Glas, und stieß mit seinem zukünftigen Schwiegervater an, sodann mit Frau Magda und dann mit Elfe.

Glücklich tauchten die Blicke des jungen Paares ineinander, da ihre Gläser hell zusammenklangen und der junge Ingenieur leerte seines zur Nagelprobe. Dann nahm er das Wort:

„Ich danke Ihnen sehr aufrichtig, Herr Professor, daß Sie mich als Mitglied Ihres Hauses willkommen hießen. Ich bin stolz darauf, ein Mitglied Ihres Hauses zu werden. Seien Sie versichert, daß ich alles tun werde, mich dessen würdig zu erweisen.“

„Gott, wie feierlich!“ Elfe Lachen hüpfte wie eine Tonleiter auf. „Das Mädel hat recht,“ der Professor strich sich mit der schmalen Rechten den Spigbart, „lassen wir die Feierlichkeit, und dazu ist vor allem nötig, die steifen Anreden fallen zu lassen. Ich schlage vor, daß wir uns von heute an mit dem trauten „Du“ nennen.“

Frau Magda fand, daß dieser Vorschlag ihres Mannes übereilt war, aber offener Widerspruch wäre für Walter Zernitow, der so freudig und zustimmend nickte, verlegend gewesen, so schwieg sie denn still, als der Professor den Auftrag gab, eine Flasche Sekt zu bringen.



Professor Dr. E. Harries. (Mit Text.)

den alten Thomas wieder gesehen, und später über die Erscheinung selbst, aufgeregt hätte. Aber nein, sagte er sich, diese zwei Glas waren nicht an der Aufregung schuld, auch ohne einen Schluck Wein gerunten zu haben, würde ihn der Anblick der alten, kleinen Gestalt am Galerieingang erschreckt haben. Und mit einem Male, als er zu dem hübschen, gesunden Menschen hinüberblieb, der jenseits des Tisches neben seiner Frau saß, und von dem es wie ein Strom von Kraft und Frische ausging, faßte er den Entschluß, sich ihm anzuvertrauen. Walter Zernitow, der die gesunde Jugend mit den festen, stählernen Nerven und dem normalen Herzschlag verkörperte, dem wollte er erzählen,

was er neulich beim Heimweg vom Hofball erlebt, der würde ihn vielleicht von der Last der quälenden Erinnerung an den Spuk befreien. Schon daß er sich einem Menschen anvertrauen konnte, würde ihn erleichtern.



Leichter Verwundetentransport auf Kamelen:
Ein türkischer Offizier im Gespräch mit angekommenen Verwundeten.

Eben brachte Maurer in einem Eisföhrer den Champagner.

Der Professor schenkte ein und man streckte sich die Gläser entgegen, das zarte Tönen der feinen Melche floss mit leisem Nachhall zusammen.

„Prost, Walter!“ klang es durcheinander, dann stand man vom Tisch auf und begab sich ins Nebenzimmer, in dem Lidor und Zigaretten bereitstanden.

Man machte es sich bequem und Elfe plazierte sich neben den Geliebten.

„Vorhin das Gegenüberstehen war schrecklich,“ gestand sie ihm, „so ist's viel gemüthlicher.“ Das weiße Tuchkleid, das sie heute trug, kleidete sie entzückend

und der Ingenieur betrachtete mit glücklichem Lächeln das reizende Geschöpf, das ihm zur Seite saß.

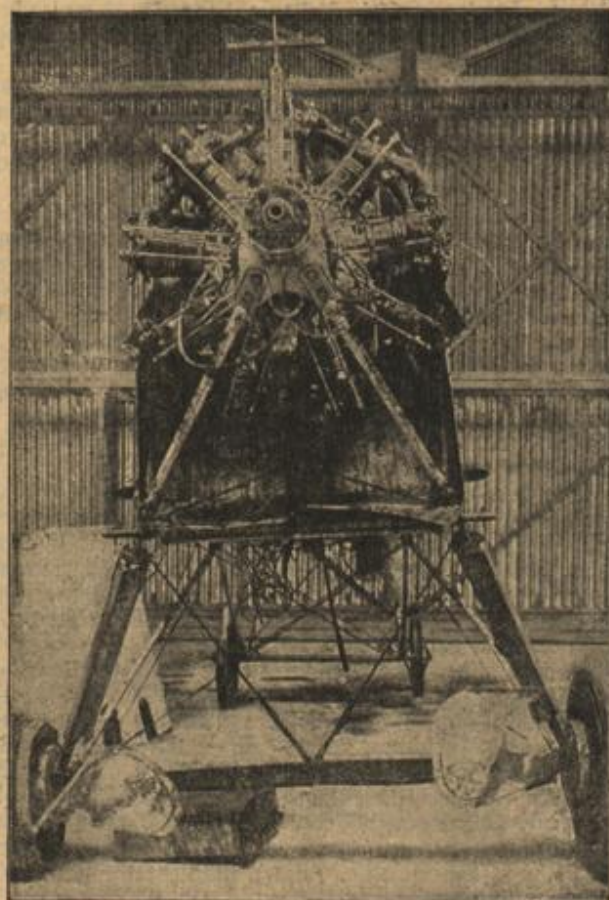
„Jetzt, lieber Sohn, denn das bist du ja nun bald,“ begann der Professor, „glaube ich, ist der richtige Moment gekommen, um alles Nähere über Eure Verlobung zu verabreden.“

„Das Bestellen der Verlobungsnachrichten und den Versand nehme ich auf mich,“ schlug Frau Magda vor, „da die Verlobung Sonnabend gleichzeitig mit dem Jubiläum gefeiert werden soll, brauchen die Anzeigen erst Sonntag verschickt zu werden.“

„Gewiß, liebe Magda,“ nickte ihr Mann, „das sowohl als auch das übrige Drum und Dran der Verlobung besorgt und arrangierst du am besten, Zeit ist ja genügend.“

„Noch eine volle Woche,“ warf Elfe ein, „gerade heute über acht Tage ist's so weit, Herrgott, wie freue ich mich, mit Papa zusammen gefeiert zu werden!“ rief Elfe laut.

Ein leise mahnendes „Elfe“ von Frau Magdas Lippen erinnerte sie daran, daß man sich nicht so temperamentvoll freuen dürfe.



Zum Kampf in den Lüften:
Der Motor eines erbeuteten Boisin-Flugzeuges.



Pioniere beim Ausbessern eines Drahtverhaues im Felde.

Walter Bernikow beabsichtigte, morgen abend wieder abzureisen, um dann erst am Vormittag des Verlobungstags zurückzukommen. Auch darüber sprach man, und da nun nicht mehr viel zu erörtern blieb und es inzwischen auch ziemlich spät geworden, brach der junge Ingenieur auf. Morgen, den ganzen Sonntag, würde man ja noch zusammen sein, wenn also noch etwas zu besprechen war, hatte es bis morgen Zeit.

Berner erbot sich, den zukünftigen Schwiegersohn bis zum Hotel zu geleiten und diese Gelegenheit wollte er ausnützen, sich Walter anzuvertrauen. Er drückte doch sonst

ein wenig zaghaft:



Großfürst Alexi von Rußland.
(Mit Text.)

Berner hatte den anderen vollenden lassen. „Es handelt sich nicht um die Mitgiftfrage, auch nicht um Else oder dich,“ er holte

Der Himmel war ganz finster und nur ein paar Sternlein, die man beim ersten Blick kaum erspähte, flimmerten wie Laternen, die schon ein Windhauch zum Erlöschen bringt.

Endlich faßte der Professor Mut, wenn er noch lange mit sich kämpfte, wie er beginnen sollte, dann war's schließlich überhaupt zu spät, sagte er sich, wer weiß, wenn sich die Gelegenheit zum Alleinsein mit Walter wieder fand und er mußte sich endlich das Schwere von der Seele wälzen.

Indem er langsamerging, um dadurch mehr Zeit zugewinnen für das, was er zu sagen hatte, begann er leise und



Admiral Lacaze,

der neue französische Kriegsminister. (Mit Text.)

„Lieber Walter, ich möchte dir, wenn es dir recht ist, etwas erzählen, —“ er stockte und verbesserte sich „etwas mit dir sprechen, was mich beunruhigt“.

Erstaunt horchte der Jüngere auf, und sich von dem Gedanken an Else, mit der er sich beschäftigt, losreißend, meinte er: „Was kann dich beunruhigen, wo über du mit mir sprechen müßest. Wenn sich's um die Mitgiftfrage oder dergleichen handelt, ist keine Debatte nötig, ich verdiene genug, eine Frau anständig zu ernähren, ich besitze ein kleines Vermögen, das erklärte ich dir ja schon damals in Rauheim, als ich dir meine Verhältnisse klarlegte.“



Christo Nadoslawow,

der älteste Sohn des bulgarischen Ministerpräsidenten, der freiwillig in der deutschen Armee dient und kürzlich zum Leutnant befördert wurde.

zu seinem Menschen über das reden, was er bei Tag und Nacht mit sich herumtrug wie eine schwere Last, die ihn zu erdrücken drohte. Die Spitzgestalt des alten Thomas ging neben ihm her bei hellem Tageslicht und sah wie ein böser Alpdruck auf seiner Brust, wenn er spät sein Lager aufsuchte. Und seine Nerven rangen mit dem Geist des Wahnsinns, der die Arme nach ihm ausstreckte, — er mußte mit jemand einmal über all das sprechen. Anfanglich fielen wenig Worte zwischen den beiden Männern, jeder war mit sich selbst beschäftigt.



Bau eines bombensicheren Unterstandes in Mazedonien.

„tief Atem, „das, worüber ich gern mit dir sprechen will, geht mich direkt an, mich.“

Beim Schein einer Straßenlaterne, an der sie vorbeikamen, sah der Ingenieur, wie überaus ernst das Gesicht des Professors war und zugleich wie traurig. „Und weshalb ich gerade mit dir darüber sprechen will“ — die Stimme des Älteren ward eindringlicher, „weil ich auf der weissen Gotteserde sonst niemand kenne, mit dem ich davon reden kann. Frau und Tochter darf ich nicht beunruhigen und alle die anderen, — die würden mich nur auslachen und verspotten.“

„Dann sprich, Vater, ich will dir gerne und aufmerksam zuhören“, kam die Antwort zurück.

Zum ersten Male hatte Walter Zernikow den Professor „Vater“ genannt, ganz ruhig und selbstverständlich war es ihm über die Lippen geglichen und wie etwas Selbstverständliches, aber unendlich Wohlthuendes, nahm es das Ohr des Älteren auf.

„Was ich dir auch mitteilen werde, Walter, lache nicht und zweifle nicht an meinem Worten“, schied Alex Berner noch voraus und dann erzählte er von der Sage des alten Baron Thomas, erzählte, was der Hofrat auf dem Ball am Diensag zu ihm geäußert und dann, was er in derselben Nacht beim Hineingang mit eigenen Augen sah. Er habe sich später die Erscheinung des alten Thomas mit einer Hallucination zu erklären versucht, doch ein zufälliges Zusammenreffen mit dem Hofrat hätte ihm den Glauben leider wieder zerstört, denn der hätte ihm davon gesprochen, daß auch andere den alten Thomas in jener Dienstagnacht gesehen haben wollten.

„Natürlich ließ ich dem Hofrat gegenüber nich's davon verlauten, daß ich den Spuk gleichfalls sah“, sprach der Professor weiter, „aber nirgends finde ich jetzt Frieden, die Gestalt des alten Thomas ist immer um mich, immer verfolge ich ihn zu erblicken, wie er mir winkt, und dann wieder sage ich mir, es ist doch nicht möglich, daß der Geist des alten Galeriedirektors aus seinem Grabe aufgestanden ist, um mich auf meinen Tod vorzubereiten. Ein normales Hirn muß da an meinem Verstand zweifeln, aber ich schwöre es, ich habe den alten Thomas wahrhaftig gesehen, so deutlich vor mir gesehen, wie ich dich jetzt sehe“, der Redende blieb mitten auf dem Wege stehen, und den Arm des anderen umklammernd, wiederholte er: „wie ich dich jetzt sehe.“

Walter Zernikow hatte seinen Begleiter mit keinem Laut unterbrochen, aber wie ein eisiges Wehen war es um ihn herum. Bis ins tiefste hatte es ihn erschreckt, was er soeben von dem Professor vernommen und er überlegte blitzgeschwind, wie er sich jetzt wohl am besten verhielt. Wahnsinnigen gegenüber muß man vorsichtig sein, das hatte er irgendwo gelesen oder gehört, und daß der Mann da neben ihm geisteskrank war, stand wohl außer allem Zweifel.

(Fortsetzung folgt.)

Arme kleine Zilaida.

Von Friedrich Ripp. (Nachdruck verboten.)

Und wenn's nach Szegedin komm'n, auf's nächste Jahr, dann machen's einen Abschied in die Ruhta und kommen's zu uns. Mein' Tochter und ich, mir zwei, werd'n uns g'freu'n.“

So hatte mir Petro Balnitsch, der alte, freundliche Herr, damals beim Abschied, als der Orient-Express sich langsam in Bewegung setzte, gesagt.

„Danke, danke für die freundliche Einladung!“ hatte ich erwidert; „ich werde kommen und den Tag herbeisehnen, der mich zu Ihnen bringt.“ Dann noch ein Grüßen, ein Winken, und die beiden mir liebgewordenen Menschen, Vater und Tochter, waren meinen Blicken entschwunden.

Sinnend war ich nach Hause gegangen und träumte in mich hinein. Mußte an zwei braune Augen denken, die mich wehmutsvoll und traurig angeblickt hatten.

Ich hatte Balnitsch und seine Tochter Zilaida gelegentlich einer Festlichkeit kennen gelernt und war bald mit ihnen vertraut geworden. Balnitsch war ein reicher Montenegriner, dem aber seine Nationalität kaum anzusehen war. Den Winter über lebte er, wenn er nicht auf Reisen in Deutschland war, in Podgoriza, im Sommer aber hielt er sich mit seiner einzigen Tochter in einem ungarischen Dorfe auf, wo er ein großes Gut besaß. Er sprach gekläufig deutsch — mit österreichischem Einschlag — und hatte sich durch seine vielen Reisen einen weltmännischen Ton angewöhnt, der sonst im Lande der Schwarzen Berge wohl weniger zu finden ist. Dementsprechend war auch seine bildhübsche zwanzigjährige Tochter geartet, und niemand, der mit ihr in Berührung kam, würde sie für eine Tochter der Czernagora gehalten haben.

„Wenn's nach Szegedin komm'n —“ so hatte er gesagt. Nun war ein Jahr verflossen. Aber wie ganz anders hatte sich alles gestaltet!

Mußte immer mit Sehnsucht an die malerische, ebene Ruhta

mit ihrer schwermütigen, herben Schönheit denken und hatte mich auf ein Wiedersehen mit den beiden lieben Leuten gesteut.

Nun war es anders gekommen. In einem kurzen Jahre! Der Krieg hatte alles geändert. Ich war jetzt Soldat, und an ein Wiedersehen war nicht zu denken. Und besonders weh tat es mir, daß der alte Balnitsch und seine liebevollende Tochter zu den Feinden gehörten. Nun war ja alles aus! Alle zart im Herzen leimenden Hoffnungen verloren! Balnitsch war, trotz aller Kultur, ein echter Montenegriner geblieben, und auch Zilaida liebte ihre bergreiche Heimat mit heißer Glut.

Und ich hatte mir das Wiedersehen, dort unten an der schäumenden Theiß, so schön gedacht!

Zilaida, Blume des Südens, fahre hin! Dein Bild war ein Traum, ein holder Traum! Der Krieg hat den Traum zum jähen Erwachen gebracht.

Faßt ein Jahr hernach, nachdem ich schon längere Zeit in Frankreich den Krieg mitgemacht hatte, wurde unser Regiment nach Serbien geschickt. Mein Herz klopfte höher. Kam ich doch Zilaidas Heimat nahe, mußte wohl gar gegen die Montenegriner kämpfen!

In mühseligen, aber siegreichen Gefechten wurde der Feind bald vor uns hergetrieben, und nach etlichen Wochen überschritt ich mit meinen Kameraden die montenegrinische Grenze.

Ich atmete widerstrebend und doch erquickt das kühl brandende Luftmeer und war dann bald in mancherlei Träume versunken. Ich schaute und erlebte diese seltsam traurige und doch so großartige Landschaft, ergreifend in ihrer einsamen Verlassenheit und überwältigend in ihrer Tiefe. Überall schimmerten aus zerrissenem Gewölle gewaltige Gebirgsriesen und zackige Felsen in düsteren Farben, durchzogen von Schründen und Klüften. Das ist das Land der schwarzen Berge, wo das Volk der geschlagenen Montenegriner in den zerklüfteten Felsen seinen Unterschlupf suchte und fand, und den wir zu erkunden und auszunutzen hatten.

Wie schwierig ein solcher Gebirgskrieg für uns Leute aus dem Flachland ist, läßt sich kaum sagen, und doch wußten wir uns verhältnismäßig rasch dem Terrain anzupassen; mit äußerster Vorsicht erstiegen wir die fahlen, steinigen Gebirgsrücken, immer darauf gefaßt, von irgendeiner Seite angegriffen zu werden. Es ging das Gerücht, daß Montenegriner und Serben, zu Banden vereint, sich hier in den Bergen umhertrieben. Der Schmutz bedeckte die scharfen, lantigen Steine der schmalen Fußsteige, und man hatte darauf zu achten, daß man nicht ausrutschte, da ein Fehltritt den sicheren Tod gebracht hätte. Der Himmel war mit Wollen schwer verhangen; alle Farbe, aller Glanz schien erloschen, nur in der Ferne vor uns schimmerte ein etwas hellerer Nebel. Es war die höchste Erhebung in der Gegend, über die der Bos dieses Gebirges führte. Dort in der Nähe sollten die Feinde sein. Uns mit der ganzen Truppe zu nähern, schien nicht ratsam zu sein, da wir von dem genaueren Standort unserer Gegner nichts wußten. Eine Abteilung von dreißig Mann wurde darum vorausgeschickt. Dazu gehörte auch ich.

Wir machten uns auf den Weg. Auf halber Höhe des Berges stießen wir auf einige harmlos aussehende alte Männer, die uns unterwürfig entgegenkamen. Drüben, etwas weiter, läge ihr Dorf, sagten sie uns, dort würden wir freundlich aufgenommen werden.

Wir nahmen die Leute, die allerdings bei näherer Besichtigung wenig vertrauenerweckend ausahen, in die Mitte, und folgten ihnen über die einsame Karsthöhe. Nach einer zweistündigen Wanderung tauchten vor unseren Blicken mehrere Steinhäuser auf. Ob Menschen darin waren, wußten wir nicht.

Es war schon dunkel und darum näherten wir uns mit äußerster Vorsicht dem Dorfe. Es begegnete uns aber nichts, das uns Anlaß gegeben hätte, besorgt zu sein. In den Häusern fanden wir nur Frauen und Kinder, und wir beschloßen daher, hier für die Nacht Quartier zu nehmen, denn weiter hätten wir zur Nachtzeit doch nicht kommen können. Wir verteilten uns daher auf die Baulichkeiten und machten es so gemütlich, wie es eben ging. Dabei hatten wir die Vorsicht nicht außer acht gelassen, einige Posten aufzustellen. Ich war einer alten Frau gefolgt, die, als sie sah, daß ich nicht gleich ein passendes Unterkommen fand, mir mit der Hand winkte. Diese bediente mich auch, und nach getanem Imbiß legte ich mich gleich zur Ruhe nieder. Ich dachte an keine Gefahr und freute mich nur, einmal ordentlich schlafen zu können. Verdächtig war uns ja auch nicht aufgefallen. Ich schloß daher die Augen und war bald von einem wohlthuenden Schlaf umfangen.

Es mochte Mitternacht vorbei sein, als ich plötzlich erwachte und mich in sitzende Stellung aufrichtete.

Ich wurde heftig an der Schulter gerüttelt.

„Wer da?“ rief ich, denn ich sah nichts und mußte erst meine Augen an das Halbdunkel gewöhnen.

„Schnell auf!“ hörte ich da eine ängstliche Stimme flüstern.

„Es ist die höchste Zeit, sonst sind wir verloren!“

„Aber, zum Henker, was ist denn los, und wer sind Sie?“ erwiderte ich und fuhr in die Höhe. Jetzt konnte ich auch die vor mir stehende Person unterscheiden. Ein junges, schlankes Burschen, klein und zierlich, in montenegrinischer Tracht.

„Ich will Sie retten, wenn Sie meinen Anweisungen folgen“, sagte er mit vibrierender Stimme. „Unsere Leute haben das Dorf umstellt und werden die Deutschen überfallen. Keiner soll mit dem Leben davonkommen; alle sind dem Tode verfallen.“

„Aber mein Gott, da muß ich doch die Kameraden warnen“, stieß ich hervor und wollte hinauslaufen.

Da legte mir der Kleine die Hände auf die Schultern. „Sie sind ein Ehrenmann; alle Deutschen sind Ehrenmänner, darum vertrauen Sie mir; ich beschwöre Sie! Nehmen Sie diesen Brief zu sich; folgen Sie mir und öffnen Sie ihn nicht eher, bis Sie gerettet und wieder bei den deutschen Truppen sind. Versprechen Sie das! Rasch, rasch! Höchste Eile tut not!“

Auf einmal durchblitzte mich ein sonderbarer Gedanke, der festen Fuß in meinem Hirn faßte. Der Brief mußte von Zilaida sein; der junge Bursche war ihr Abgesandter! Wie und wo sie von mir Kunde bekommen hatte, darüber war ich allerdings nicht klar, es blieb auch keine Zeit zum Nachdenken übrig. Ich steckte das Papier darum rasch ein und sagte: „Nun, ich vertraue mich Ihnen an und will Ihnen folgen.“

„Dann kommen Sie“, flüsterte nun der Mensch, ergriff meine Hand und zog mich in eine Art Keller. Beim aufflammenden Schein einer Taschenlampe öffnete er dann eine kleine, eiserne Tür, hinter der sich ein schmaler Höhlengang meinen erstaunten Blicken barg. Da die Hütte hart an den Berg gebaut war, vermochte man die Höhle von außen nicht zu entdecken.

Nach einer nahezu einstündigen Wanderung erreichten wir endlich den Ausgang und befanden uns an einem sanften Abhang, mitten im Bosko, einem krausen Gestrüpp von verzweigten Eichen und niederen Gesträuchern.

„Nun sind Sie in Sicherheit“, sagte mein Begleiter. „Wandern Sie diesen Pfad, den Sie beim Sternenschein erkennen können, weiter und Sie werden auf die Ihrigen stoßen. Leben Sie wohl!“

Ich wollte noch einige Worte erwidern, aber da war die Gestalt vor mir im Gebüsch verschwunden.

Bald darauf langte ich bei meinem Truppenteil an und erstattete Bericht. Dann erbrach ich das räthselhafte Schreiben und las:

„Wenn Ihre Augen diese Worte lesen, lebe ich nicht mehr. Eine Tochter der Schwarzen Berge muß sterben, wenn sie ihr Vaterland verrät. Jetzt darf ich es Ihnen ja auch sagen, was mich zu diesem Schritte trieb. Es war die Liebe. Ich habe Sie geliebt vom ersten Augenblick unseres Zusammenseins an. Ich hatte mir ein Wiedersehen in der Pusta erträumt, ein süßes Glück — und nun ist alles anders gekommen. Nun muß ich sterben, und nur der eine Gedanke verschönt mir das Scheiden, daß ich Sie — nein, Dich, Du Heißgeliebter, Ersehnter, gerettet habe vor den Leuten meines Vaters, des Hauptmanns Balnitsch. Die alte Frau, die Dich hereinrief, war meine Vertraute. Vergiß sie nicht, die arme Zilaida, die Du in der männlichen Kleidung nicht erkannt hast und die aus Liebe zu Dir ihre Heimat verriet. Im Bosko, wo ich von Dir schied, wirst Du Deine tote Zilaida finden.“

Ich war wie gebrochen, als ich zu Ende gelesen hatte, und wäre am liebsten gestorben. Bald darauf — wir hatten den Eingeschlossenen noch Entschluß bringen können — fanden wir sie, mit der Todeswunde im Herzen.

Für mich in den Tod gegangen! Ich stürzte zu ihr nieder und küßte ihren bleichen, starren Mund. „Armes Kind der Czernagora“, schluchzte ich, „arme kleine Zilaida!“

Donaufahren vor hundert Jahren.

Von J. Seih (Grein).

(Nachdruck verboten.)

Wer heute sich das Vergnügen macht, unseren mächtigen Donaustrom von Passau nach Wien mit dem Dampfer zu befahren, hat wohl keine Ahnung, wie beschwerlich es für unsere Altvordern war, eine Wasserreise auf den damals sehr primitiven Fahrzeugen zu unternehmen. Eine solche Reise war sehr unständig und anstrengend, oft auch mit Gefahr verbunden. Die Donau war vor einem Säkulum schiffbar von Ulm bis Wien, wohin man nach hundertsechszigstündiger Fahrt, wie uns ein in Passau 1819 erschienener Reiseführer belehrt, gelangen konnte, nachdem man nach siebenundneunzig Stunden in Linz

gelandet, also zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatte. Unterhalb Ingolstadt gelangte man nach Kelheim, ein historischer Platz dadurch, daß auf der vom linken auf das rechte Ufer führenden Brücke Anno 1232 Herzog Ludwig IV. inmitten seiner Hofleute von einem Unbekannten ermordet wurde, und unterhalb Regensburg passierte man die altertümliche Stadt Straubing, auf deren Brücke sich im Jahre 1435 ein anderes Drama abgespielt hatte. Dort wurde nämlich die Agnes Bernauer, die Geliebte Herzog Albrechts III., auf Befehl seines Vaters, Herzogs Ernst von Niederbayern, in den reißenden Strom gestürzt.

Eine halbe Stunde unter Deggendorf vermischte sich die Mar mit der Donau, wodurch der Lauf der letzteren merklich schneller wird, und nach einer dreißigstündigen Fahrt landete man in dem herrlichen Passau, der berühmten Dreiflüssstadt, wo Inn und Ilz der Donau neuerdings mächtige Wasser zuführen.

Vier Stunden später erreichte man bei Engelhartzell die

Reiterbild.



Wo ist der Vater?

österreichische Zollgrenze zu Wasser. Hier mußten alle aus Bayern und Württemberg kommenden Schiffe anlegen und wurden auf das genaueste untersucht. Was auf dem Schiffe sich befand, wurde aufs eingehendste revidiert und auch das unscheinbarste Kistchen mußte ausgepackt werden. Nicht selten kam es auch zu Leibesvisitationen. Besonders stark gefahndet wurde nach den Büchern und Druckschriften und nach Tabak; bis ein größeres Schiff gründlich untersucht und die nötigen Protokolle ausgefertigt waren, vergingen oft anderthalb Tage. Außerdem wurden noch die Pässe abgefordert, die gewöhnlich versiegelt nach Linz geschickt und dort den Reisenden gegen eine kleine Gebühr von der Polizei wieder ausgefolgt wurden. Ohne richtigen Reisepaß und den Ausweis des Zweckes der Reise wurde niemandem die Weiterfahrt nach Österreich gestattet.

Für viele Personen, die teils in Geschäften, zum Studium oder auch zu dauerndem Aufenthalt ankamen, bildete Linz auch das Endziel der Reise, oder es wurde nach längerer Fahrt daselbst Rast gehalten, um für die Weiterreise nach Wien frische Kräfte zu sammeln.

Bei den heutigen Verkehrsverhältnissen wird man sich schwer einen Begriff machen können, daß man für eine Fahrt von Ulm nach Wien beinahe dieselbe Zeit brauchen konnte, wie heutzutage mit einem Schnelldampfer von Hamburg nach Newyork.

Es gab eben damals nur Holzschiffe, wie Trauner, Klobzillen, Kelsheimer, Plätten und Flöße, die hauptsächlich nur für den Warentransport bestimmt und für den Personenverkehr gar nicht eingerichtet waren. Die Passagiere galten nur als eine Art „Überfracht“, und das Fahrgehalt, das auch sehr billig war, floß in die Taschen der Schiffleute. — Auf den Schiffen befanden sich kleine hölzerne Hütten, die nur notdürftigen Schutz gegen Wind und Wetter boten. Mit der Nachtruhe war es da natürlich sehr übel bestellt, wenn man es nicht vorzog, in den Orten, wo abends gelandet wurde, eine Herberge am Lande aufzusuchen, was jedoch die Reise sehr verteuerte. — Für den eigentlichen Personenverkehr gab es noch die sogenannten „Ordinaris“, die an bestimmten Tagen von Ulm, Regensburg, Passau und Linz verkehrten, aber auch auf diesen gab es wenig Bequemlichkeit. Die „Ordinaris“ hatten zwar eine Hütte, die beinahe das ganze Schiff bedeckte, da aber kein Verdeck vorhanden war, so blieb den Reisenden nur die Wahl, entweder sich auf das schiefe Dach der Kabine hinzulegen oder diese mit den Schiffleuten, zwischen Rehläden, Risten, Fässern und Koffern eingepfercht, zu teilen.

Alleerdings konnten sich auch mehrere zusammen tun und „Extraschiffe“ mieten, die Hütten hatten, die Raum für sechs Personen und einen Wagen boten, und in denen sich auch ein Tisch und einige Bänke befanden. Diese Schiffe mußten mit mindestens vier Bootsleuten bemannt sein und kostete die Miete für eine Fahrt von Ulm bis Wien 200 Gulden, ab Regensburg 150 Gulden und von Linz nach Wien 40 Gulden, sie waren also keinesfalls billig. Dem Nebel und Windfeiern war man auch da ausgesetzt, ebenso durfte bei Nacht nicht gefahren werden, woraus sich die langen Fahrzeiten ergeben, die sich natürlich bei ungünstiger Witterung noch bis ins Unendliche verlängern konnten. Es kamen dabei auch nur die Reisen stromabwärts in Betracht.

Erst seit dem Jahre 1830 wird die Donau mit Dampfschiffen befahren. Den Grund für diese Beförderungsmittel legten zwei englische Schiffsbaumeister in Venedig, Andrews und Pritchard, die im Jahre 1828 ein ausschließliches Privilegium erhielten, Dampfboote für die Donau zu erbauen. Sie wurden

anfangs in ihrem Unternehmen hauptsächlich von dem Grafen Széchenyi und Baron Puthon, dem Gründer der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die 1830 ins Leben trat, unterstützt. Schon im Jahre 1836 zählte der Schiffsport sieben Dampfer, welche die Strecke Wien—Konstantinopel befuhren. Ein Jahr später zählte man deren neun. Gleichzeitig wurde der Verkehr auf der oberen Donau eröffnet, und am 17. September 1837 landete der erste Personendampfer „Kaiserin Maria Anna“ in Linz.

Unsere Bilder

Die Wissenschaft im Weltkrieg. Professor Dr. C. Harries, Berlin, ist die Herstellung von Fettsäuren, bezw. Fettproduktion auf künstlichem Wege gelungen. Diese Fettsäuren werden Stoffen entnommen, die für unser wirtschaftliches Leben geringe Bedeutung haben. Ganz besonders werden hierzu die der Braunkohle entnommenen Teeröle verwendet.

Großfürst April von England, der Gatte der geschiedenen Gräfin von S. Iken, der sich den Revolutionären gleich bei Ausbruch der Bewegung zur Verfügung stellte. Er ist ein Raffe des Jaren, ist im vierzigsten Lebensjahr und hat sich früher vielfach in Deutschland aufgehalten.

Admiral Lacaze, der neue französische Kriegsminister, der als Marineminister gleichzeitig das Kriegsministerium übernommen hat. Es ist das Amt des Marineministers hat Admiral Lacaze erst seit kurzem inne.

Allerlei

Zweideutig. „Sie wollen also mit dem Herrn Schriftsteller Müller zusammen ein Lustspiel schreiben?“ — „Ja.“ — „Lassen Sie das nur ja; der Mensch versteht keinen Spaß.“

Lebensrettende Matragen. Ein Marktlager-Schiffskapitän ist auf den höchst sinnreichen Gedanken gekommen, sein Schiff mit Matragen auszustatten, die mit Korktaub und Korktaub gefüllt sind. Sie haben den Vorzug, im Fall eines Schiffsbruches von jedem Passagier sogleich als Rettungsboot benutzt werden zu können, denn sie sind groß genug, um einen Menschen in bequemer Lage zu halten, und sie besitzen genug Tragfähigkeit, so daß auch der gewichtigste Mann sich ihnen anvertrauen darf, und sie können unter keinen Umständen untergehen, mögen auch die schlimmsten Sturzwellen sie überschütten, mögen sie selbst an Land geschleudert und ins Meer zurückgeworfen werden. Der Schiffbruchige, der darauf sitzt, muß gerettet werden, wenn er sich nur beharrlich daran festklammert, bis ihm Hilfe von außen gebracht wird.

Ein Mann von Vorsicht. Der amerikanische Präsident Van Buren hatte u. a. auch die Eigentümlichkeit, unter keinen Umständen eine glatte, direkte Antwort geben zu können. In einer Gesellschaft kam die Rede darauf, und während so ziemlich alle Anwesenden dies Faktum lachend zugeben, warfen sich einige Herren zu Verteidigern des Präsidenten auf und bestritten es. Schnell kam eine Wette für und wider zustande. Ein Herr von jeder Partei wurde abgeordnet, zu ihm zu gehen und ihn auf die Probe zu stellen. Beide waren gut mit ihm bekannt. Nachdem sie ihn begrüßt hatten, sagte der eine: „Wir sind gekommen, Herr Präsident, um eine Wette anzutragen. Gestatten Sie, daß wir eine Frage an Sie richten?“ — „Gewiß, gern.“ — „Geht die Sonne im Osten oder im Westen auf?“ — „Bedächtig räusperte sich der Befragte und rüdt nach einigem Zögern mit der Erklärung heraus: „Ei und West, meine lieben Herren, sind konventionelle Ausdrücke. Wenn ich aber meiner Auffassung folgen darf, so muß ich sagen, ich schließe mich der allgemeinen Annahme an, daß die Sonne im Osten aufgeht.“ Lachend erhoben sich die Herren. „Es ist nicht nötig, Herr Präsident, daß wir Ihre kostbare Zeit noch länger in Anspruch nehmen. Wir sind nur dazu abgeordnet worden, festzustellen, ob Sie wirklich nicht schlauweg Ja oder Nein sagen, noch eine Frage ohne Umhüllung beantworten können: Unsere Wette ist bereits entschieden.“ Damit erzählten sie ihm die Behauptung, die zu ihrer Wette geführt hatte, und nun lachte keiner im Kreise herzhafter als Herr Van Buren selber.

Eine angenehme Art von Bomben. In einem kleinen russischen Ostseehafen herrschte eines Tags eine beispiellose Aufregung. Der Polizei war es gelungen, einen Schiffskapitän gefangen zu nehmen, der es gewagt hatte, eine ganze Schiffsladung von Bomben in das Reich des Zaren einzuschmuggeln. Der gefährliche Mensch, auf dessen verzweifelte Vorstellungen niemand achtete, wurde vor den Polizeirichter geschleppt. Gewöhnlich geht man ja in solchem Fall in Rußland ziemlich summarisch zu Werke. In diesem Fall war man auf einen gewissenhaften Beamten gestoßen. Wo sind die Bomben?“ fragte er. — „An Bord des Schiffes.“ — „Gehen Sie hin und holen Sie eine.“ — „Aber wenn sie nun explodiert?“ — „Wie kann ich Recht sprechen, ohne mich mit eigenen Augen überzeugt zu haben? Bringen Sie mir eine der Bomben!“ — Mit Jagen gehorchten die Polizisten und

brachten auf einem Nebentisch eines der Worbinstrumente an. Kaum hatte der Richter einen Blick darauf geworfen, als er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Das?“ rief er, von Lachtränen geschüttelt, „das ist eine Kokosnuß, im Leben keine Bombe!“ Und er öffnete die Nuß, schnitt eine Scheibe davon ab und aß sie vor den Augen aller Leute auf. Der Kapitän war gerettet. C. D.

Gemeinnütziges

Bergknechtspflanzen für die Wintermonate werden jetzt herangezogen, indem junge Pflänzchen auf gut vorbereitete Beete ausgelegt werden. Im Herbst kommen sie dann in Töpfe, bleiben aber bis Eintritt des Frostes draußen stehen.

Für Kuchbäume ist der Rückschnitt nicht empfehlenswert, da diese Bäume darunter leiden und sich schwach weiter entwickeln. Sie sind im allgemeinen empfindlich gegen das Schneiden und sollte es auch nur im Notfalle erfolgen, wenn seine weitere Ausdehnung nicht angebracht erscheint.

Zur Zucht hochstämmiger Johannis- und Stachelbeeren ist als Unterlage die Gold-Johannisbeere zu verwenden. Man kann sie durch Abnehmen der Wurzelstöcke vom fertigen Bäumchen nehmen. Wo solche Stöcke im Herbst abgenommen wurden, können sie im Sommer durch Seitenproppen veredelt werden. Für nächstjährige Veredlung nimmt man die Stöcke erst im Herbst ab.

Blasse Eidotter finden sich in Eiern solcher Hühner, die Mangel an Grünfütter und Fett oder Öl im Futter leiden. Deshalb bemerkt man ja auch bei den Winterlegern nicht so dunkle Dotter in den Eiern, denn da ist Mangel an Grünem.

Die Quede verdient die unbedingte Ausrottung nicht bloß als Unkraut in dem Sinne, daß sie den Rapppflanzen als Nährstoffkonkurrent in außerordentlich anspruchsvoller Weise gegenübersteht, sondern weil sie als Wirtspflanze für verschiedene Schädlinge und Krankheiten des Getreides und der Wiesengräser in Betracht kommt.

Um frische Weinsäcke aus weißem Tischzeug zu entfernen, empfiehlt es sich, unter den noch nassen Weinsack eine Schüssel oder einen Topf mit kochendem Wasser zu stellen. Sollte der Dampf den Weinsack nicht sofort ansziehen, so ist das Verfahren zu wiederholen, bis das Wasser sich etwas abgekühlt hat. Das Tischzeug darf aber nur mit dem Dampf und nicht mit dem kochenden Wasser in Berührung kommen. — Ist der Weinsack stark verbläut, so wäscht man ihn mit lauwarmem Seifenwasser ganz aus, bis keine Spur mehr davon zurückbleibt.

Unsaubere Hände bekommt die Hausfrau leicht beim Kartoffelschälen, Mohrrübenschälen usw. Dafür gibt es ein sehr probates Mittel. Man reibt die schmutzigen Stellen mit Zitronensaft und Salz ab und wäscht die Hände nachher in lauem Wasser. Die Hände werden dann sofort wieder sauber aussehen. M.

Rätsel.

Es toben lustig die Stämpfe dort,
Kimmst du den Fuß dem Pötte fort,
So wirft er, was noch bleibt, sein,
An dir o. Bester, sicher sein.
Fritz Guggenberger.

Logogriph.

Es ist mit L meist schwer zu heben,
Mit H bringt's Nachteil oft im Leben.
Du wirft's mit B am Baum erlösen,
Mit einem K soll's dich erlösen.
Julius Jald.

Quadraträtsel.

A	A	D	E
E	E	G	G
G	I	R	R
R	R	Y	Y

Nach Ordnung der Buchstaben bezeichnet die entsprechenden Wapenrechten und Zentrachten: 1) Einen Minister aus dem gegenwärtigen Kriege. 2) Einen Kaiser. 3) Eine Stadt. 4) Ein engl. König. W. Spaffsch.

Bilderrätsel.



Antwortung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Sonne, Sommer. — Des Homonymes: Froch.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Carl Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.